

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 7

Artikel: Dorfbewohner

Autor: Schaer, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dorfbewohner.

Gestalten aus dem Leben ausgezeichnet.

Von Adolf Schaefer.

Die Namenlosen.

Wir könnten sie die Namenlosen nennen. Denn sie besitzen tatsächlich selten einen rechten Namen. Man ruft sie nach Berufsarten, nach ihren Vorfahren, nach Dertlichkeiten und dergleichen. Wir könnten sie Heimatlose bezeichnen, da sie immer unterwegs sind. Zwar hat sie der Burgerrodelführer eingeschrieben; einige glänzen auf dem Armenetat und zählen zu den dauernd oder vorübergehend Unterstützten; sie sitzen nicht auf eigenem Grund und Boden, nicht einmal auf eigenen Hypotheken. Ihre Wohnungen liegen an der Peripherie des Dorfes, Schattseite, an feuchten Bötern mit Grundwasser im Keller, mit angegrauten Wänden, wurmstichigen und gesenkten Decken. Die einzige Fege muß im Winter mit Säden vor der Kälte geschont werden und grast im Sommer den Wegen entlang auf verbotenem Boden. Der Hauszins beträgt hundert bis zweihundert Franken und muß immer vom Weibel eingetrieben oder schliesslich durch Eröffnung neuer Schulden herausgebracht werden. Diese Leute haben eine schlechte Ausdünstung und sind aus der Nähe kaum zu ertragen. Sie lachen oder lächeln immer aus Verlegenheit, husten in den Redepausen, um ihre wahren Gedanken nicht hervorkommen zu lassen, sie entschuldigen sich fortwährend zwecklos. An Volksfeiertagen sind sie lustig, tragen über dem unsauberen Hemd einen passablen Rock nach städtischem Vorbild, oft gelbe Schuhe, Stethkragen mit roter Krawatte, fizierisch gestütztem Hut. Sie reden dann ziemlich laut, blitzen aber von einem Tisch zum andern, ob sie unter sich seien, um nötigenfalls in Flüsterton zu verfallen. Sie machen sich wenn möglich an Wohlhabende, Geltende heran, reden nach ihrem Wunsche und erhalten dafür ein Glas Wein, worauf sie Heiles über den Feind des Spenders ausspielen. Von Zeit zu Zeit begieben sie sich an ein gewisses Dertchen, um dort den Geldbeutel zu befragen, wie viel sie noch ausgeben können, steden den ganzen Inhalt schliesslich in die Westentasche, um den Schein zu erwischen, als hätten sie den Beutel voll. Denn der Armut schämen sie sich alle, alle. Keiner ist ein solcher Hund, daß er damit prahlte. Sie zu masieren und zu verbergen erfinden sie eine Stufenleiter von Ränken und Possen, machen Bodensprünge und Zornausbrüche, singen Lieder und halten Reden alles um die trostlose Tatsache ihrer Armut zu verbergen. Hier liegt ihr Point d'honneur, die Größe ihres Bettlertums.

Gewiß, es gibt auch solche, die zu Hause bleiben, die alles hinunterwürgen, die an unheimlichen Krankheiten ledern, zugrunde gehen wie stumme Fische, ohne daß je ein Wort lauter Klage über ihre Lippchen gekommen wäre.

Alle leben mit uns tagaus tagain, jahraus jahrein, Haus an Haus, gehen mit uns an die Arbeit, auf den Markt, ans Fest, in die Kirche, an die Urne, in die Schule. Alle wissen voneinander, um den Zustand hinter den Küissen. Kein Wort wird darüber gewechselt. Gewöhnung.

Dann geschieht etwas Unerwartetes. Es hängt sich einer auf, springt in den See, zündet ein Haus an, schlägt dem Nachbar die Kuh, stößt ihm das Messer zwischen die Rippen, mischt Gift und regt das Dorf für einige Tage auf. Es wird darüber geredet, geurteilt und gerichtet. Die Wogen legen sich wieder, die Oberfläche glättet sich, und der Alltag nimmt seinen Fortgang. Das Lokalblatt, das von „zuständiger Seite“ (d. h. vom Gemeindeamt, das jeden Skandal niederschlägt, um das System nicht zu gefährden) die „wahren Ursachen und Hergang“ erfahren hat, giebt das Oel der Beruhigung unter die Leute. Das gedruckte Wort wird angebetet.

In diesem Kreis gibt es kurzweilige Räuze und Räuzinnen genug, die der Rede und der Schreibe wert sind. Und wir haben einen Strauß davon gepflückt, der, gegen

günstiges Licht gehalten, für einen kurzen Augenblick ein unverwöhntes Auge interessieren kann. Diese kleinen Leute sollen beileibe nicht groß gemacht werden; sie wirken jeder nur nach einer bestimmten Seite hin, auf einem bestimmten Hintergrund und in einem bestimmten Augenblick ihres Lebens. Und dieser bestimmte Augenblick oder Hintergrund allein soll hier entscheiden; dann kann ein Filmband daraus werden, das die Atmosphäre „Dorf“ verbreitet.

Da sind einige Tote, deren Andenken noch einige Jahre bestehen wird. Z. B. der Hudelschreiner. Er wohnte in einem mit Brettern ausgeschlagenen Keller eines aus dem Winkel geratenen Hauses. Dieses Haus stand dem Gemeindepräsidenten etwas zu nahe an der Nase. In jeder Beziehung nämlich. Es nahm ihm auch einen Teil der Aussicht. Der Hudelschreiner war Quartalsäuser. Seiner Leidenschaft fröhnte er aber anderswo; deshalb verschwand er jeweilen für zehn bis vierzehn Tage, kehrte hierauf still an seine Arbeit zurück, ließ alles über sich ergehen, Hohn und Spott und lebte unerkannt sein eifersinniges Leben. Es regnete ihm zum Kellerloch hinein, wehte ihm den Schnee durch die zerbrochene Scheibe in den zerfetzten Bart. Er heizte unmäsig — mit andrer Leute Holz — behauptete der Gemeindepräsident. „Er zündet uns noch die Gemeindehütte an und das ganze Dorf“, sagte der Gemeindepräsident.

Das Quartal war vorüber, ein streng winterliches. Die Vögel pfiffen und der Föhn räumte die Lawinen zu Tal. Hudelschreiner war am Morgen verschwunden. Niemand nahm Notiz davon — als der Gemeindepräsident. Er verständigte den Schreiber und den Schulmeister, sprach mit dem Pfarrer und brachte hierauf in der Gemeinderatssitzung unter dem Traktandum Unwörtergeehenes den „Fall Hudelschreiner“ zur Sprache. Man nahm Stellung dazu, äußerte sich vorsichtig, tastete nach des Präsidenten Meinung hin. „Im Interesse der Offenlichkeit“, hub dieser seine Rede an. Sie dauerte fast eine halbe Stunde. Er zählte zuerst die Verdienste des ganzen Rates im allgemeinen, dann die seinigen im besondern auf und fixierte inzwischen immer den Schulmeister, den wegen seiner Handlangerdienste hier Geduldeten, schilderte die großen Gefahren der Hudelschreinerischen Existenz für das sittliche und materielle Wohl der Ortschaft und forderte zu energischem Handeln auf. Bei den Schlussworten hob er die Stimme in sittlicher Errüstung, durchbohrte den Schulmeister völlig, so daß dieser aufschob und den gewünschten Antrag stellte.

Als nach vierzehn Tagen Hudelschreiner ins Dorf zurückkehrte, fand er die Gemeindehütte abgerissen, seinen armeligen Hausrat in ein elendes Häufchen zusammengeschichtet unter dem nebenstehenden Grünbirnenbaum. Ein Galgenvogel hatte es über sich gebracht, ein hölzernes Kreuz mitten darin aufzurichten und die Worte daran zu schreiben:

„Mueß i denn, mueß i denn zum Städtele 'naus!“

Der Gemeindepräsident saß hinter dem Fenstervorhang, sah zu dem Schreiner hinüber, der wie angewurzelt vor dem Häufchen Elend stehen geblieben war, und überlegte, was er zu dem Manne für Trostesworte sprechen wollte, wenn er nun käme, um die Erklärung zu dem Vorgefallenen zu holen. Zunächst nahm er zwanzig Franken aus einer Wohltätigkeitsfasse und stellte sie in seine Westentasche, woraus er ihm zur Beschwichtigung vorab, „aus eigenem Saad, sozusagen“, ein Schmerzensgeld zu überreichen gedachte.

Aber Hudelschreiner kam nicht. Er wandte sich dem Ausgang des Dorfes zu. Sein Herz krampfte sich zusammen. Er eilte, aus Angst, es könnte ihm jemand begegnen und lächeln. Das konnte er nicht noch dazu vertragen. Er lief und lief, bis die Spitze des Kirchturms und seiner Politik hinter einer Erdwelle versank. — Und ward nicht mehr gesehn.

Man zog später eine halbverweste Leiche aus dem See. Die Vertreter der Seegemeinden wurden zur Leichenschau geladen. Jeder leugnete die Zugehörigkeit des Toten

zu seiner Gemeinde. Dieser wurde auf Staatkosten beerdigt. Zu Hause angelangt strich der Schreiber den Hudelschreiner aus dem Burgerrodel. Später schrieb er dahinter: Ver-
schollen.

Kurz darauf starb auch die Freitagsfrau. Der Name kam daher, weil sie alle Freitage mit Gemüse zu Markt ging. Ging, denn im Alter zog sie sich ganz auf ihre einzige Stube zurück. Dort saß sie am Tisch, den sie möglichst weit vom Fenster weggezogen hatte, um nicht zu sehen und auch nicht gesehen zu werden. Man wunderte sich, wie die Frau existieren konnte, woher sie Speise und Trank bezog. Hatte sie doch bloß ein oder zwei geliehene Gartenbeete, zu Gottes-willen. Auf der Straße ging sie immer hastig gradaus, ohne nach der Seite zu blicken, erwiderte wohl den Gruß, bot ihn aber nie zuerst. Ob sie einem nicht sah, nicht erkannte? Wir wissen es nicht. Es gab wohlhabende Frauen, die ihr zuweilen Besuch machten, eine Kleinigkeit mitbrachten. Diese wußten zu erzählen und kamen dabei vor Staunen außer Atem, wie die Freitagsfrau innerhalb ihrer vier Wände plötzlich anders werde, werfe sich einem an die Brust, ergreife, presse und streiche einem die Hände und Wangen, schluchze und lache vor Freude und Rührung und sage Schmeicheleien eine über die andere. Diese harte, wort-faige, kinderfürchtemachende Straßenhexe. Ist es möglich? Ein Strom zurückgehaltenen Liebesbedürfnisses sprangt aus diesem harten Felsen. Welch still ertragene Marter verbirgt sich hinter diesen erblindeten, umhanglosen Fenster-scheiben!

Aber gerade diese Szenen scheut die wohltätigen Frauen. Es war für sie kein Leichtes, solches über sich ergehen zu lassen. Sie schickten deshalb ihre Kinder oder Mägde mit kleinen Körbchen voll Gaben. Aber den Hunger hielt man nicht von ihrem Hause fern; das Liebesbedürfnis befriedigte niemand mehr. Immer seltener sah man sie auf der Straße und wenn auch, so wie man fast schon zur Seite. Ihr Blick hatte eine geradezu starr ins Jenseits gerichtete Weitschweifigkeit erhalten, der über die Umgebung, besonders den Menschen, hindurch und hinausragte. — Bist du auch schon an den Gittern eines Löwenkäfigs gestanden und hast versucht, einen Blick des gefangenen Tieres aufzufangen? Erjahren, welche Verachtung, besser Nichtachtung darin enthalten scheint?

Als man die Freitagsfrau längere Zeit nicht mehr gesehen hatte, wurden die Nachbarsfrauen aufmerksam, meldeten es dem Armenkassier. Dieser brummte: „Natürlich hätte

man sie längst zu den dauernd Unterstützten in den Etat aufzunehmen sollen. Wenn man aber mit Händen und Füßen dagegen... Da hat man den Dred.“ Er schickte jemanden hin, der meldete die Erkrankung der armen Frau. Nun sie wehrlos war, bemächtigte man sich ihrer, transportierte sie sofort ins Bezirksklinikum, wo sie, halb vor Angst, in der folgenden Nacht starb. Der Armenkassier ließ nachschlagen, in welcher Gemeinde die Frau heimatberechtigt war, in der Meinung, die Spitalkosten allenfalls dort anhängig machen zu können. Der Schreiber belehrte ihn aber, daß laut Ortsarmengesetz diese Abschüttung nicht mehr stattfinden könne. (Fortsetzung folgt)

Schweizer Volksleben.

Gibt es in der Welt ein Bergland, das in seiner Natur und seinem Volksleben so vielgestaltig wäre wie die Schweiz? Wohl kaum. Schon seine 25 Kantone sind naturgeschaffene Spezialräume, in denen sich zahlreiche ethnographische Sondererscheinungen entwikkeln, seien es eigen-tümliche Sitten und Gebräuche oder eigenwillige Dialekt-formen. Und innerhalb der Kantone wiederum ist jede Talschaft ein Lebensraum für sich mit eigenen Verhältnissen in Recht und Gewohnheiten, in Schicksal und Tradition.

Der vielgestaltigste aber unter ihnen ist unstreitig der Kanton der grauen Puren; denn die Dutzende von Talschaften, die dieses Gebirgsland von Westen nach Osten oder von Süden nach Norden durchqueren, sind nicht nur unter sich abgeschlossen und eigengesetzlich, sondern es gibt unter ihnen viele, die selbst noch durch Schluchten, Felsrinnen und Lawinenzüge in Abschnitte geteilt sind, die auf sich abgestellt sind und darum auch ein Eigenleben führen mit eigenen Einrichtungen und Gebräuchen.

So erlebt der Wanderer heute noch Überraschungen auf Schritt und Tritt: uralte Steinwohnungen droben an der Schneegrenze, die an die ersten Siedlungspioniere in Altfränkien erinnern und die palastartigen Häuser der bündnischen Patrizier drunter in den Tälern aus der Zeit der Pächterherrschaft; im Auto auf der Präzstraße fährt er vielleicht an einer jener vielhundertköpfigen Ziegenherden vorbei, die für die Graubündner Dörfer so charakteristisch sind; oder er begegnet als Skifahrer droben in den sonnigen Winterdörfern einem blöklenden Volk von Wollträgern, das hier an schneefrei gewehten Stellen seine spärliche Nahrung sucht. Dann wieder im Tale im sonntäglichen Dorfe trifft er zusammen mit einem Zuge farbenleuchtender Trachtenträgerinnen, die aus der Kirche kommen oder an irgend einem volksfestlichen Anlaß teilnehmen wollen. Und hat er sich die Frühlingszeit zu seiner Bündnerwanderung ausgewählt, so kann er die berühmte Chalanda Mars, das Frühlingsfest der Jugend, mit seinem gewaltigen Ruhsschellenlärm und seinen größten Masken aus allheidnischer Zeit erleben.

Wem aber dieses eigene Erleben nicht vergönnt ist, der möge sich im Geiste führen lassen durch das Prachtswerk „Schweizer Volksleben“, dessen kürzlich erschienene erste Lieferung dem Bündnerlande gewidmet ist. Die beiden vorgelesenen Bände*) der von Prof. Dr. H. Brodmann-Zerösch mit Hilfe vieler Mitarbeiter herausgegebenen und von Eugen Rentsch in Erlenbach bei Zürich verlegten Volkskunde werden im fernern die Kantone St. Gallen, Appenzell, Glarus, Tessin,



Aus „Schweizer Volksleben“: Steinbauten auf Saalf-Masone am Berninapass, 2340 m u. M. uralte Siedlungsart.
(Phot. Kremm)

*) Preis des ganzen Werkes Fr. 28.—